

Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Band: 11 (1916)
Heft: 8: Arlesheim

Artikel: Arlesheim
Autor: Gessler, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-171578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEIMATSCHUTZ

Zeitschrift der «Schweizer. Vereinigung für Heimatschutz»

HEFT No. 8
AUGUST 1916

BULLETIN DE LA «LIGUE POUR LA CON-
SERVATION DE LA SUISSE PITTORESQUE»

JAHRGANG
- - - XI - - -

Nachdruck der Artikel und Mitteilungen bei deutlicher
***** Quellenangabe erwünscht *****

La reproduction des articles et communiqués avec
***** indication de la provenance est désirée *****

ARLESHEIM.

Von Albert Gessler.

Das in der Nähe von Basel im sogenannten Birseck gelegene Dorf Arlesheim ist das stattlichste im ganzen Kanton Baselland. Und zwar dankt es diese Ansehnlichkeit nicht nur der Tatsache, dass es Bezirkshauptort und als solcher Sitz eines Statthalters und eines Gerichtes ist, sondern seine „Berühmtheit“ rührt von seiner beneidenswerten Lage, namentlich aber von seiner Vergangenheit her, die ihm ein eigentümliches Gepräge verliehen hat und es heute noch in seiner Gestaltung vor vielen, ja den meisten andern Schweizerdörfern hervortreten lässt.

Es ist nämlich kein blosses Dorf; denn ein Dorf hat keine Domkirche. Ebenso wenig ist es Stadt; dafür wäre es beinahe zu klein und in seinen Bewohnern zu landwirtschaftlich, in seinen Gassen und Gässlein zu sehr mit Misthaufen gesegnet.

Arlesheim ruht auf einer rechten Stufe des Birstales. Die Birs hat sich tief in den Jura eingefressen und bildet unterhalb Äsch, niederwärts von Schloss Angenstein, wo sie zum letzten Male den Jura durchbricht, ein breites Tal, in welchem Dornachbrugg, Neu-Arlesheim und Neu-Münchenstein mit ihren Schappe-, Elektrizitäts-, Zement- und andern Fabriken liegen.

Arlesheim erhebt sich ungefähr 60 Meter über dieser heissen Talsohle, gekühlt im Sommer von den Lüften, die aus den Juraschluchten her wehen, gleichzeitig geschützt durch denselben Jura vor den stärksten Nord-, vornehmlich vor den Ostwinden.

Wenn man auf der weniger erhobenen Talstufe des linken Birsufers wandert, von Dornachbrugg nach Äsch hin, so bietet sich einem die Lage von Arlesheim in ihrer vollkommenen Schönheit dar. Die letzten Ausläufer des Jura sind noch immer bemerkenswerte Höhen, welche in zerschrundenen Flühen und waldbewachsenen Steilhalden sich gegen die Birs hinabsenken. Der ansehnlichste dieser Berge ist der langgestreckte Gempenstollen, dessen sogenannte Scharfenfluh sich 765 Meter über Meer, 420 Meter über Arlesheim erhebt.¹⁾

Dieses Arlesheim liegt nun in einem reizvollen Waldwinkel, ganz an den Jura hingeschmiegt, direkt unter dem Gempenstollen; seine letzten Häuser stehen an dem sich beinahe zum Pass verengenden Weg, der über Schön matt und Bad Schauenburg nach Liestal führt. Die Domkirche schaut weit ins Land; hinter ihr, auf einem Felsen, der den Zugang von Liestal her zu sperren scheint, ragt das

¹⁾ Die entzückende Aussicht von diesem Punkte schildert Dr. Fritz Baur in seinem Aufsatz „Im Gebiete des Gempenstollens“ („Basler Jahrbuch“, 1891, S. 41 u. f.); ein Heimatschutzartikel ausgezeichnete Art, lange bevor das Wort „Heimatschutz“ geprägt war.

Schloss Birseck. Ein linienschöner Waldhügel, der nach der Birsecker Seite in schroffen Wänden abfällt, wird von der Ruine Reichenstein gekrönt, dem „alten Schloss“, wie die Bewohner im Gegensatz zu Birseck sagen, das bis zum Jahre 1762 Sitz des bischöflichen Obervogtes gewesen ist. Nach Norden zu verbirgt ein sanft ansteigender Wald die Gegend von Münchenstein; ein Fussweg, der bald auf die Höhe gelangt und nach Muttenz führt, eröffnet den Blick ins Rheintal bis zum Isteiner Klotz und auf den ganzen Schwarzwald. Das ist nun nur die Arlesheimer Seite. Wer das Glück hat, nicht im Dorfe, sondern ein wenig weiter oben zu wohnen, geniesst zudem das anmutigste Gegenüber. Nach Süden geht's in den Jura hinein, ins schnell sich verengende, mit immer höher werdenden Bergen umsäumte Birstal; im Südwesten erstreckt sich in prächtigen breiten Schwüngen eine Partie des Blauenberges, an seinem Südfusse die Ruine Pfeffingen, tiefer im Westen, schon im Elsass, das Schloss Landskron. Gegen Westen schweift das Auge über das breite Birstal zu der behaglichen, obstbaumbestandenen Erhebung des Bruderholzes, das sich milde nach Basel hin abdacht.

Wahrlich, mein Arlesheim ist reizvoll gelegen.

Nun aber etwas von dem, was dieses Dorf in der Vergangenheit erlebt hat.¹⁾

Arlesheim war ein Bestandteil des Fürstbistums Basel. Man kann seine Geschichte bis zum Anfang des achten Jahrhunderts zurückverfolgen: im Jahre 708 schenkte nämlich die nachmals heilig gesprochene Odilia, die Tochter des Herzogs Aldaricus im Elsass, ihren Hof Arlesheim dem von ihr gegründeten Kloster Hohenburg. Das blieb ein halbes Jahrtausend so, bis am 27. Juni 1239 die Äbtissin Willeburgis von Nieder-Hohenburg den Hof dem Bischof Lütold von Basel um 80 Mark Silbers verkaufte.²⁾ Mit der Reformation mussten die Bischöfe aus Basel weichen; sie residierten in Pruntrut; ihr Domkapitel aber liess sich im Jahre 1529 in Freiburg im Breisgau nieder. Dort blieb es 150 Jahre lang. Anno 1679 aber konnte es wagen, sich in Arlesheim niederzulassen, das sechzig Jahre lang (von 1529 bis 1588) unter dem Drucke Basels reformiert gewesen ist, aber unter dem unermüdlichen Gegenreformer Bischof Jakob Christoph von Blarer und dem Pfarrer Dr. Jakob Meyer wieder dem alten Glauben zugeführt wurde. Die Zeiten hatten sich geändert. Die Domherren durften hoffen, dereinst wieder in Basel einzuziehen. Sie wohnten bei Privaten und hielten Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Odilia. So konnte es nicht lange gehen. Durch Bischof Johann Conrad von Roggenbach (1656—1693) wurde am 25. März 1680 der Grundstein zu einer würdigen Kathedrale gelegt (Abb. 2, 3, 14), die der Bischof meist aus seinem Eigenen bezahlte. Ihr Architekt ist unbekannt, wie bei andern Kirchen des sogenannten Jesuitenstiles auch; er verdiente aber, dass man ihn kannte; denn seine Domkirche ist in den besten architektonischen Verhältnissen errichtet. Das helle Schiff mit seinen

¹⁾ Ich schöpfe meine Notizen teilweise aus der „Heimatkunde des Dorfes und der Pfarrei Arlesheim“ von dem verstorbenen Dekan und Ehrendomherrn Pfarrer Hans Georg Sütterlin (1826—1907). Dieses 1910 erschienene, 300 Seiten starke Buch ist eine Fundgrube. Es ist allerdings mit kleinhistorischen Notizen überladen, ist im höchsten Grade unübersichtlich, wimmelt von Wiederholungen und entbehrt des so notwendigen Registers. Es wäre eine dankbare Aufgabe, für einen Lehrer zum Beispiel, aus diesem Chaos eine zweite Auflage von 100 oder weniger Seiten zu machen. Das Lebenswerk des freundlichen Dekans würde dadurch gerettet und zu einem wertvollen Beitrag der schweizerischen Heimatschutzliteratur werden können.

²⁾ Walter Merz: „Die Burgen des Sisgaus“, I., S. 137 ff. und III., S. 199 ff. Ich entnehme diesem in Aarau bei H. R. Sauerländer & Co. von 1909 ab erschienenen Monumentalwerke die Daten, wo ich Sütterlin kontrollieren muss.



Abb. 1. Ansicht von Arlesheim gegen Westen. Aufnahme von Gebrüder Metz, Basel.
 Fig. 1. Arlesheim. Vue de l'ouest.

siebenundzwanzig flachbogigen Fenstern, der wunderschön gerundete Chorabschluss, innen die hochgeschwungenen Bogen und die meisterlich verteilte Decke geben der Kirche etwas Vornehmes. Zu diesem stimmt die Fassade; sie ist einfach und wirkt doch durch die zwei sechsgeschossigen, sich den Verhältnissen ausgezeichnet anschmiegenden Türme mit ihren hohen schindelgedeckten, harmonisch endenden Kuppeldächern monumental. Auch der Mittelteil mit dem einfachen Uhrengiebel, den zwei hohen Fenstern und dem vorgekragten Barockeingang, über welchem in einer reichen, jedoch keineswegs überladenen Nische die Muttergottes, die Schutzpatronin des Fürstbistums Basel, steht, ist gut gelungen. Nirgends an dieser Fassade erscheint etwas Unbedachtes oder gar Geschmackloses. Im Innern herrscht eine weise Verteilung der Stuckelemente, und die grosszügigen Freskogemälde an Wänden und Decke, die bei einer Renovation in den Jahren 1759 auf 1761 der kurmainzische Hofmaler Giuseppe Appiani geschaffen hat, fügen sich der Ornamentik trefflich ein (Abb. 2). Die Kirche musste schnell fertig werden; schon im Oktober 1681 ist sie durch den Bischof eingeweiht worden. Sie hat verschiedene Erneuerungen durchgemacht, die erste, wie gesagt, 1759; es war zugleich eine Bereicherung, indem ausser den Gemälden geschnitzte Chorstühle und Türen, Schmiedewerk usw. hineinkamen.

Gleichzeitig mit dem Dom, um 1680, wurden, ebenfalls aus Mitteln des Bischofs, die ansehnlichen Domherrenhäuser unterhalb der Kirche gebaut und in der Mitte des von ihnen gebildeten Platzes der schöne Brunnen aufgestellt. Ursprünglich zierte seinen Stock eine Holzstatue des Kaisers Heinrich II., ebenfalls eines Heiligen des Bistums; später ist sie durch die gute schmiedeiserne Bekrönung (Abb. 3) ersetzt worden, auf welcher unsere geschmacksrohe Zeit einen hohen Galgen mit



Abb. 2. Inneres der Domkirche. Aufnahme von H. Speiser, Basel. — Fig. 2. Intérieur de la cathédrale.

einer elektrischen Lampe errichtet hat. Die Domherrenhäuser gehören jetzt dem Staate, der Gemeinde oder Privaten; das schönste steht nicht am „Platze“, sondern nordöstlich von der Kirche, war ehemals das Domdekanat und ist heute Sitz der Statthalterei (Abb. 7). Gegenüber der jetzigen Pfarrbehäusung wohnte der Weihbischof, welcher in der Regel Generalvikar war.

Der Domplatz, zu welchem eine eigentliche via triumphalis ansteigt, hat heute noch die Gestalt vom Ende des 17. Jahrhunderts; er ist, in ländlicher Stille, ein edler Stadtplatz, und weil er die höchste Stelle des Dorfes bezeichnet, ist er auch, was die Lage betrifft, Mittelpunkt des Ortes. Dort hat sich nun das Leben der adligen Domherrn abgespielt, „ruhig und würdig“, wie der Ehrendomherr Dekan H. G. Sütterlin sagt, bis zum Jahre 1792. Da wurde die fürstbischöfliche Herrschaft abgeschafft und das Land zur Raurachischen Republik erklärt. Am 7. März 1793 frass die französische Republik die raurachische, und Arlesheim wurde ein Teil des Departements Mont terrible. Die dreizehn Domherren zogen fort, da sie ihre Einkünfte verloren hatten. Die Herrenhäuser wurden versteigert. Im Herbst 1798 kam auch die Domkirche als „Nationalgut“ unter den Hammer. Endlich (1812) erwarb sie die Gemeinde samt Mobiliar um 25,000 Franken. Die alte Pfarrkirche St. Odilia, auf dem Areal des jetzigen Gottesackers, kaufte der Binninger Ratsherr Niklaus Singeisen um 800 Franken auf Abbruch. Das Bistum Basel wurde 1815 vom Wiener Kongress hauptsächlich unter die Kantone Bern und Basel verteilt, und 1833 kam Arlesheim zum neugegründeten Kanton Baselland.

Kehren wir zum Domplatz zurück. Seinen Abschluss bildet das neue Schulhaus. Es ist ein stolzes Gebäude, welches heimatliche Dachformen und einen hochgeschwungenen Giebel als „Echo der Domkirche“ (Abb. 8) aufweist. Es steckt zwar ein bisschen im Boden; aber die Arlesheimer sind nichtsdestoweniger hoch befriedigt. Freunde des Heimatschutzes beklagen es allerdings, dass nicht das von der Jury einstimmig an erster Stelle ausgezeichnete Projekt, welches einen vornehmen Abschluss des Domplatzes im strengen Stile der Herrenhäuser voraussah, von der Gemeinde angenommen worden ist, die einen pompöseren Bau wollte. Ein moderner Brunnen im Schulhofe ist gründlich missraten; man kann weder daran trinken, noch bequem unter einem der vier Strahlen die Hände waschen; die „bollige“ Form des Brunnenstockes ist mehr als fragwürdig.

Zu Füßen des Domplatzes liegt nun in steinernen, einfachen Bauernhäusern das alte Dorf, welches manchen lieblichen Winkel, manche hübsche Strassenbiegung aufweist. Auch da stehen noch Herrenhäuser, der Andlauer-, früher Flachsländerhof zum Beispiel, welcher, einst Besitz des Domdekans Beat Münch von Mün-

chenstein, mit dem das Geschlecht der Münch erlosch, von dem letzten bischöflichen Obervogt auf Birseck, dem Freiherrn Franz Karl von Andlau, erworben worden ist (Abb. 6); er zog vom Schlosse Birseck in seinen Hof, der fortan vom Volke die „Landvogtei“ genannt wurde, nach 1792 aber wieder Andlauerhof hiess. Dazu gehört die Andlausehe Scheune, welche mit ihrem grossen, kühn geschwungenen Dache ein Wahrzeichen Arlesheims ist und teilweise als Vorbild der Befirstung des Schulhauses gedient hat (Abb. 4). Im selben Stil ist auch das Dach der weitabgelegenen Scheune eines der Bürgergemeinde gehörenden Lehenmannshauses gebildet (Abb. 5). — Weniger bedeutend ist der in einem Garten versteckte „Suryhof“.

Seit Arlesheim Tramverbindung mit Basel besitzt, haben sich zu den wenigen Baslerfamilien, welche sich mit der Zeit im Dorfe niedergelassen hatten, eine ganze Anzahl anderer gesellt; sie sind am Waldrand oder auf aussichtsreichen Höhen angesiedelt. Die Häuser dieser Basler haben meist guten heimatmässigen Stil, sind grösser, architektonisch bewegter als diejenigen der Bauern, doch fügen sie sich vorzüglich in das Landschaftsbild ein (Abb. 9 und 10).

Dagegen ist mit der Erweiterung des Dorfes auch recht an Arlesheim „gesündigt“ worden. Vor allem mit der Anlage des Tramdepots. Das sind zwei wüste, 60 Meter lange Ställe, die demjenigen, welcher das Dorf von oben her betrachtet, als bedenkliche Zeugen reiner Nutzbauarbeit in die Augen fallen (Abb. 1, rechts Mitte). Von der gleichen, hässlich nüchternen Art ist das zugehörige Stationsgebäude. In der letzten Zeit ist zwar ein Wohnhaus dazu gekommen, welches sich die Aufmunterungen des Heimatschutzes zum Vorteil hat dienen lassen.

Noch andere Verkehrsanlagen ausser der Trambahn beeinträchtigen die Schönheit Arlesheims. Es sind dies die ungemein zahlreichen Masten der „Elektra Birseck“; mit den Telephonstangen zusammen machen sie ein ordentliches oder unordentliches steriles Wäldchen aus. Es steht nur zu hoffen, dass dereinst die Verwaltung des Kraftwerkes zu unterirdischen Leitungen überzugehen gezwungen werde. Rechts von der Trambahn, wo es „in den Matten“ heisst, sind Gassen angelegt worden, welche den Strassen der Vorstadt eines Industrieortes an Garstigkeit wenig nachstehen dürften, ausser dass sie, statt aus Mietskasernen, aus Ein- oder Zweifamilienhäusern bestehen. Den Mittelpunkt dieses Komplexes von Unschönheit bilden vier Häuser, welche sparsamkeitshalber nur aus zwei senkrecht zueinander stehenden Brandmauern entwickelt worden sind. Die ländlich sein sollenden Dächer sind trauriges Surrogat. Das einzige Haus, welches dort unten einiges Gepräge hat, war längere Zeit hindurch nur das des Kronenwirtes. Es verbindet eine grosse



Abb. 3. Fassade der Domkirche. Der schöne Brunnen vor der Kirche ist bedauerlicherweise zum Träger eines elektrischen Leuchtmastes geworden!
Fig. 3. Façade de la cathédrale. La belle fontaine devant l'église fâcheusement défigurée par un mât d'éclairage électrique.

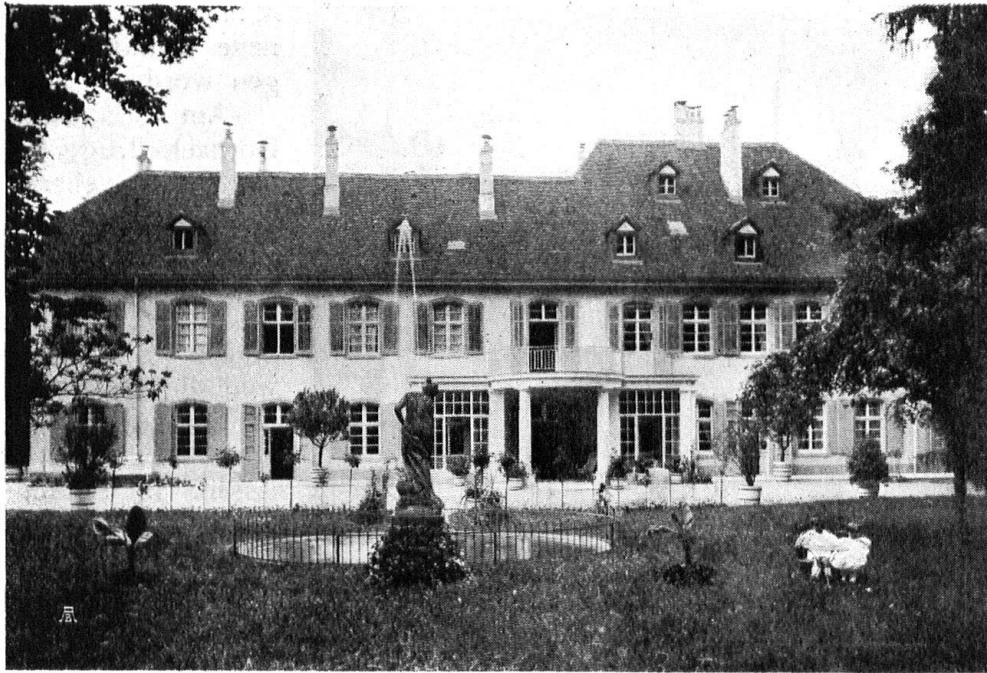


Abb. 6. Andlauer (früher Flachsländer) Hof, Gartenfassade, durch neuern kleinen Anbau geschmackvoll erweitert. Aufnahme von A. Ditisheim, Basel. — *Fig. 6.* Hôtel Andlau (autrefois hôtel Flachsländer), cour; façade donnant sur le jardin agrandi avec goût d'un nouveau corps de bâtiment.



Abb. 7. — Statthaltereibau, ehemals Domdekanat. Aufnahme von J. Grieder, Arlesheim.
Fig. 7. Préfecture, jadis résidence du chapitre.

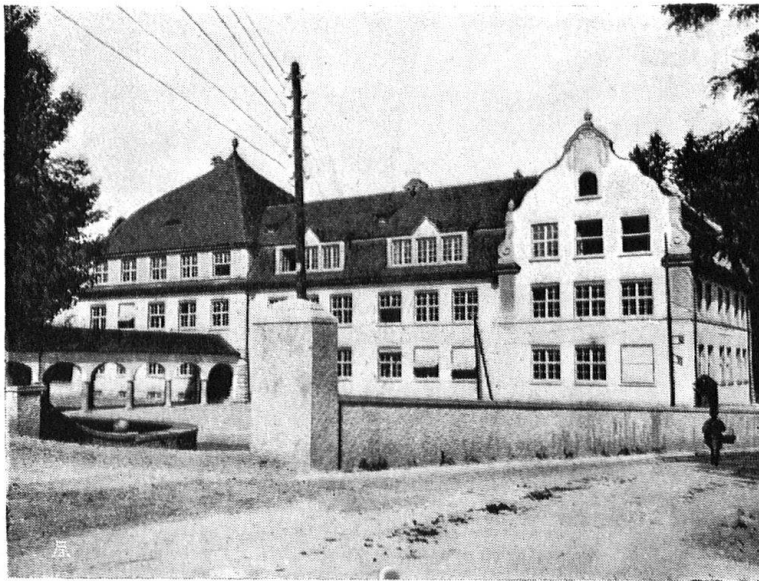


Abb. 8. Neues Schulhaus. (Architekt E. Heman, Basel.) In Giebel und Dach Anklänge an heimische Bautradition. (Vergl. Abb. 3, 4 und 5.) Aufnahme von J. Grieder. — Fig. 8. Nouvelle maison d'école. Architecte, M. E. Heman, à Bâle. Le pignon et la toiture rappellent l'architecture du pays. Voir les illustrations 3, 4 et 5.

d. h. einigermaßen in das neue Schulhaus einbezogen worden.

Am Strässlein nach Dornach-Brugg steht im Garten des ehemals bischöflichen, heut Aliothschen Hofes die einfache Kapelle der Protestanten. Sie ist kürzlich ausser Gebrauch gesetzt worden, weil die reformierte Gemeinde Arlesheim eine neue Kirche hat bauen lassen. Ihr starker Turm blickt mit seinem roten, spitz zulaufenden Helme keck in die Gegend; das Langhaus hingegen kann weder von aussen noch von innen als vorbildlich für Dorfkirchen bezeichnet

werden; trotzdem möchte ich es nicht geradezu als „Gegenbeispiel“ anführen.

Zu Arlesheim gehören, wie oben gesagt worden ist, zwei mittelalterliche Burgen, die in ansehnlichen Ruinen jetzt noch das Birseck zu beherrschen scheinen: Reichenstein und das eigentliche Birseck.

Reichenstein ist die mächtigere Anlage. Dr. Merz bringt auf 25 Seiten und Blättern seiner „Burgen des Sisgaus“ das gesamte historische und bildliche Material über sie bei.¹⁾ Sie ist sehr wahrscheinlich schon im Jahre 708 mit dem Hofe Arlesheim von der heiligen Odilia dem Kloster Hohenburg geschenkt und anno 1239 von dessen Äbtissin Willeburgis dem Bischof Lütold von Basel verkauft worden. Sie hiess damals Oberbirseck und bestand, wie noch deutlich erkennbar ist, aus drei Festen, die über den ganzen Berg verteilt waren; auch die unterirdischen Gänge der sogenannten „Hohlen Felsen“, von welchen der westliche zu einer künstlich erweiterten Öffnung führt, von der man auf Birseck hinunterblickt, hält Dr. Merz für frühe Befestigungsteile. Das eigentliche Schloss, das nördlichste, verlieh Bischof Lütold einem seiner Ministerialen aus dem Geschlechte der Rich und von diesem erhielt es den Namen Reichenstein. Es ist noch jetzt ein „Beispiel jener überaus festen Wohntürme“, wie sie an verschiedenen Orten des Sisgaus angetroffen werden. —

Auf gleiche Weise wie Reichenstein kam 1239 die Feste Birseck durch Kauf in die Hände des Basler Bischofs Lütold (von Röteln).²⁾ Dieser verlieh sie nicht weiter, sondern sie blieb im Besitz des Basler Fürstbistums. Die Bischöfe residierten mit Vorliebe Sommers auf der Burg; auf dieser sass seit 1435 ein Oberamtmann, mit dem Jahre 1762 der schon genannte Franz Karl von Andlau, vermählt mit Balbina Conradina von Staal († 1806).

¹⁾ Merz: „Die Burgen des Sisgaus“, III., S. 199—218.

²⁾ Merz, a. a. O., Bd. I, S. 137—165.

Bei dieser Dame müssen wir verweilen. Sie hat nämlich ein Kulturdenkmal geschaffen, welches heute noch besteht und welches Arlesheim am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, noch bis ins neunzehnte, ja bis auf unsere Tage berühmt gemacht hat. Es ist dies der *Englische Garten* oder die *Ermitage*. (Abb. 12.)

Damals (1785) war gegen den steifen französischen Gartengeschmack (Stil Versailles des André Le Nôtre) der natürliche englische aufgekommen; man pflegte in diesen Parks mit ihren ungeschnittenen Bäumen, dem Charakter der Zeit gemäss, die nicht nur für Rousseaus Rückkehr zur Natur, sondern auch für den übersentimentalen Ossian begeistert war, lauschige Plätzchen auszuwählen, Denkmäler lieber Verstorbener anzubringen, Inschriften zu setzen usw.

Ein solcher „englischer Garten“ ist die Einsiedelei in Arlesheim. Balbina von Andlau fand in dem Domherrn Heinrich von Ligerz einen geistesverwandten Schwärmer und hat mit seiner Hilfe, unter Zuzug des Malers Philippe Jacques Lauthenburg von Strassburg, der, gewöhnlich in England als Hofmaler tätig, damals beim Herrn von Ligerz zu Gaste sass, die schon von Natur günstige Anlage mit ihren Höhlen und Grotten zur „Ermitage“ umgeschaffen. Sie heisst so, weil als Mittelpunkt des Ganzen eine Waldbruderhütte gedacht ist. Der hölzerne, durch eine einfache Maschinerie bewegbare Eremit sitzt jetzt noch dort und ist der Schrecken unserer frühesten, das Entzücken unserer späteren Kinderjahre gewesen. Lange nachher haben wir erst die Inschrift bemerkt: „O beata Solitudo! o sola Beatitude!“, und als wir noch mehr Lateinisch konnten, sind uns auch die in einen Felsen eingegrabenen Worteaufgegangen: „Hospes Amice! Hasce delicias Naturae debes, debes industriae Balbinae ab Andlau, Henrici a Ligertz

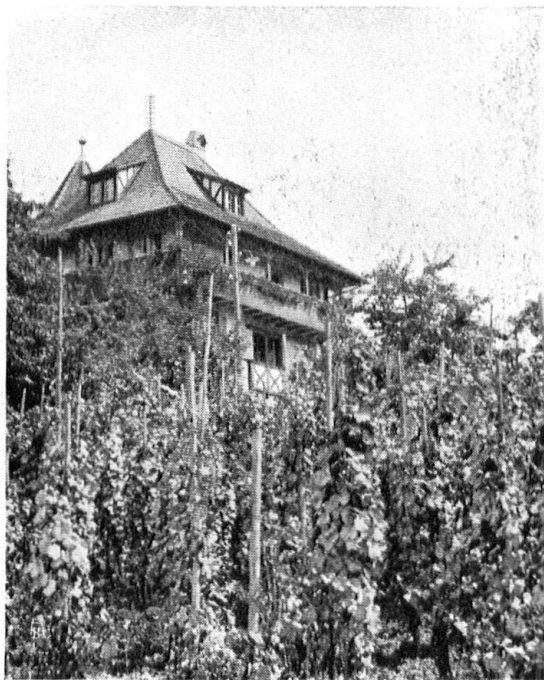


Abb. 9. Landhaus Visscher. (Architekt Adolf Visscher van Gaasbeek † 1912.) Bemerkenswert originelle, zweckgemässe Bauart eines Sommersitzes. Aufnahme von J. Grieder. — Fig. 9. Maison de campagne Visscher. Architecte M. Adolphe Visscher van Gaasbeek † 1912. Style original qui répond parfaitement à son objet.



Abb. 10. Landhaus „Weisses Segel“ (Architekt Daniel Alfr. Bernoulli, Arlesheim). Aufnahme von Emanuel Sarasin. — Fig. 10. Maison de campagne „Weisses Segel“ (La voile blanche), architecte M. Daniel Alfr. Bernoulli, à Arlesheim.

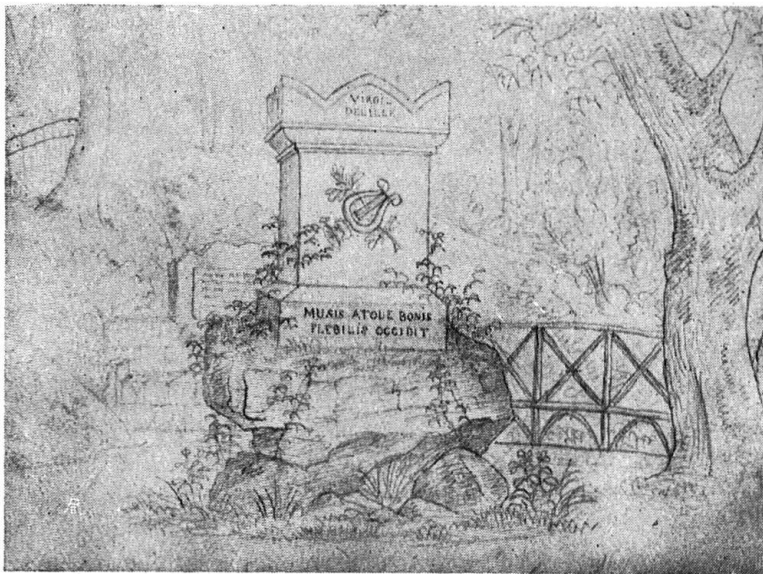


Abb. 11. Denkmal in der Ermitage für J. J. Delille, den Dichter der Natur, Übersetzer und Nachahmer Virgils. „Musis atque bonis flebilis occidit“ (Er starb den Musen und den Guten beweinenwert). Nach einer Bleistiftzeichnung von Anton Winterle (Basler Kunstverein). — Fig. 11. Monument à l'Ermitage en l'honneur du poète Delille, traducteur et imitateur de Virgile. „Musis atque bonis flebilis occidit“ (Il mourut pleuré des muses et des bons). D'après un dessin d'Anton Winterle, Société des Arts, à Bâle.

MDCCLXXXV. — Zu diesen *deliciae*, „Entzückungen“, gehören verschiedene Höhlen: die mit einer Leier geschmückte „Grotte des Apollo“, die „Grotte du Tombeau“, von der man in die „Grotte der Auferstehung“ gelangt, in welcher eine Statue, Balbina selbst, auf einem (leeren) Sarkophage sitzt, den rechten Arm dem Licht entgegenhaltend, das von oben hereinbricht. Der Idyllendichter Gessner besitzt hier eine besonders schöne Grotte, über welche beständig Wasser niederrieselt. Von einem Aussichtshäuschen aus, das die Form eines Holzstosses hat und in welchem der Preis der

Tugend in achtzehn Sprachen an den Wänden steht, genießt man einen Blick auf stille Weiher, welche unsere Vorfahren veranlasst haben, überschwenglich vom „Tal Tempe“ zu reden. Wer nach Basel kam oder jura-aufwärts fuhr, begrüßte diese Einsiedelei und überliess sich dort poetisch-sentimentalen Empfindungen. So berichtet z. B. im Jahre 1790 Karl Spazier,¹⁾ die Natur habe diesen Garten zwar selbst angelegt und nur zaudernd menschliche Kunst und zurückhaltend das Ihrige beigefügt; dennoch glaube man vor einem Zauberwerke zu stehen. „Ich hatte hier“, so ruft er aus, „eine Art griechischer Empfindung. Meine Phantasie gab diesen Gegenständen, der Wohnung höherer Wesen so würdig, beinahe mit einiger Sehnsucht überirdische Personen zur Aufsicht. . . . Unter allem am mehresten vergnügte mich die Grotte Apolls und der Proserpina, besonders aber die Stelle, wo das Denkmal unseres unsterblichen Gessner stehet und zu welchem bedeckte Gänge unvermerkt hinführen. Es ist so simpel und doch so wahr und ausdrucksvoll.“

Kurz nachdem die fränkischen Truppen in das Bistum eingedrungen waren, starb der Landvogt (12. XI. 1792). Am 10. August 1793 wurde das Schloss von Bauern in Brand gesteckt und der englische Garten verwüstet. Am 15. Thermidor des Jahres II (2. August 1794) versteigerten die Franzosen das Schloss als „Nationalgut“. Nachdem die Revolution abgeebbt war, erwarb es der badische Minister Freiherr Konrad Karl Friedrich von Andlau (1766—1839), der Sohn des letzten Obervogtes, und nannte sich von Andlau-Birseck. Mit dem greisen Domherrn von Ligerz stellte er den englischen Garten wieder her.²⁾ Neues wurde hinzugefügt, so das

¹⁾ Karl Spazier: „Wanderungen durch die Schweiz“, Gotha 1790; zitiert nach Dr. F. Baur, „Basler Jahrbuch“ 1891. S. 52 f.

²⁾ Merz, a. a. O., Bd. I, S. 163, und F. A. Stocker: „Arlesheim, Dorf, Schloss, Stift und Anlagen“. Separatabdruck aus „Vom Jura zum Schwarzwald“. Aarau 1886. Druck von H. R. Sauerländer.

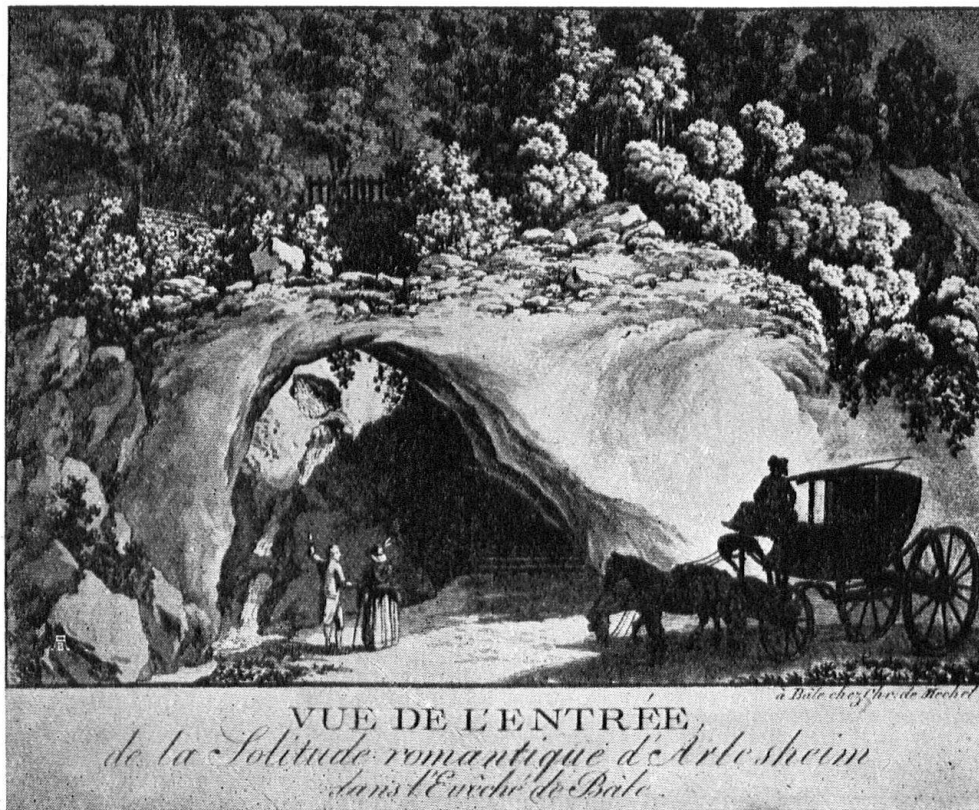


Abb. 12. Eingang zur Ermitage. Nach einem Aquatinta-Stich von F. W. Gmelin, 1786 (Öffentliche Kunstsammlung, Basel). — Fig. 12. Entrée de l'Ermitage, d'après une gravure de F. G. Gmelin, 1786. Musée de Bâle.

rührende Denkmal des „Chantre des jardins“, Jacques Delille († 1813), der längere Zeit in Basel gelebt hatte. Aus seinem „Homme des champs“ ist eine Stelle hinter der Ruhebank in Marmor gemeißelt (Abb. 11).

Das Schloss Birseck blieb Ruine. Die herabgebrochenen Mauern des Wohnhauses erhielten einen dürftigen Zinnenkranz; der Turm wurde mit dem wenig geschmackvollen Belvedere versehen, das ihn noch heute verunziert. Damit das Schloss ein Pied-à-terre biete, wurde (damals erst) der sogenannte Rittersaal erbaut und im Geschmack einer gotisierenden Romantik bemalt.

Im Jahre 1843 verkaufte der Freiherr Franz Xaver von Andlau-Birseck (1799—1876) das Schloss und den Andlauerhof; 1847 erwarb beides Herr Johann Sigmund Alioth von Basel. Heute halten, einer edlen Tradition gemäss, die Erben von Herrn Kern-Alioth sel. Ruine und Ermitage tadellos in Stand und geben in vornehmer Weise dem Publikum zu Stadt und Land freien Eintritt dazu.

Noch eine Burg sieht man, ausser Reichenstein und Birseck, von Arlesheim aus. Es ist die mächtige Festung Dorneck im Kanton Solothurn.¹⁾

Unterhalb, näher bei Arlesheim, auf einem letzten Zwickel des Solothurner Gebietes, erhebt sich ein neuerer Bau, dem wir nun, da er unsere Heimat Arlesheim sozusagen beherrscht, einen kleinen Schlussabschnitt widmen müssen.

Es ist der sogenannte „Johannesbau“ der Anthroposophen („Freie Hochschule für Geisteswissenschaft der Anthroposophischen Gesellschaft“).

¹⁾ Merz, a. a. O., I., S. 242—307.

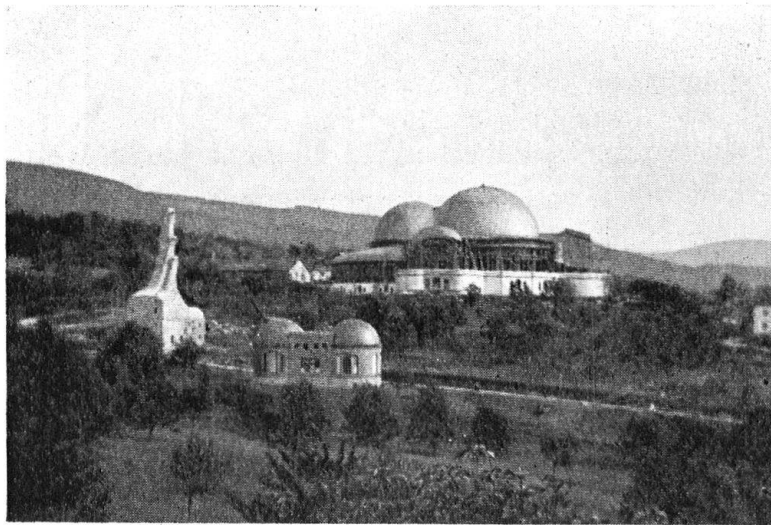


Abb. 13. Der „Johannesbau“ der Anthroposophen. Links vorn: die Heizungsanlage; rechts: der „Tempel“. Die bizarre Form des haushohen Kamins, vor allem aber das statische Unding der gewaltigen Doppelkuppel wirken aufdringlich, die ganze Landschaft verunzierend. Aufnahme von Emanuel Sarasin. — Fig. 13. Le „Temple“ des Anthroposophes. Devant à gauche le corps de chauffage; à droite le „Temple“. Le dessin bizarre et les dimensions de cette cheminée, qui a la hauteur d'une maison, mais surtout les formes énormes et massives de cette double coupole obsèdent le regard, parce qu'on les voit de partout et elles enlaidissent toute une contrée.

Ja, er beherrscht — leider, leider — das schöne Arlesheimer Ländchen. Scheinbar direkt hinter der Domkirche ragt dieses Ungetüm in die Höhe (Abb. 13). In ewiger Sonne, an aussichtsreichster Stelle liegt es da, wie wenn es die Gegend samt ihren Schlössern und Kirchen verschlingen wollte.

Auf einem riesigen zweistufigen Unterbau steigen zwei Kuppelbauten empor. Die eine, grössere, setzt ihre Kuppel auf eine verhältnismässig niedrige Rundwand, die andere läßt mit einem zirkusähnlichen Anbau kreisförmig aus. Die mächtigen Kuppeln, von denen

die kleinere aus der grössern hervortreten scheint, ungefähr wie eine unvollkommene Seifenblase an ihrem Muttertier hängt, sind mit grünlichen starken Schieferplatten gedeckt. Der Bau hat drei, nach Westen, Süden und Norden blickende Eingänge; diese sind mit einer Art von Tonnengewölben eingedacht, die wie angelötet an den Kuppeln haften. Vom Hollenweg (nach der Ruine Dorneck zu), wo man die nackte Scheusäligkeit des Gesamtbildes „geniesst“, sieht die Sache aus, als wäre von Nord nach Süd oder umgekehrt eine ungeheure halbierte Zementröhre durch die beiden Kuppeln gesteckt. Das riesenhafte Ganze mit seinen niedrigen Wänden und seinen hohen Kugel- und Tonnendächern macht den Eindruck, als hätte die Erde zwischen Dornach und Arlesheim, näher bei diesem, zwei ungeheure Blattern mit platten Anhängseln hervorgetrieben. Vor dem Bau steht ein wunderliches, mit zwei kleineren Kuppeln bedecktes Häuslein, wie das Junge von der Alten. Daneben erhebt sich die mit einem gewaltigen, eisenbetonierten Kamin versehene, vier Stockwerk hohe Fernheizungsanlage (Abb. 13).

Das Monstrum des ganzen Baus verunstaltet die Landschaft aufs scheusslichste. Diese besteht meist aus langgestreckten Bergen und Hügeln, ist also horizontal entwickelt; dieser Richtung geben die Kirchen, Schlösser, Häuser ihre feineren Vertikalen zum Komplement. Der gewaltige Kuppelbau aber sitzt darin ohne Zusammenhang, ein Schädling, der die Gegend auf Meilenferne verderbt.

Die Ersteller schauen das freilich anders an. Man gestatte mir, dass ich einige Äusserungen anthroposophischer Baumeister wiedergebe, die ich auf der Strasse, im Tram, bei einem Besuche des Baues als authentische Meinungen habe aussprechen hören: Der „Bau“ sei das allergrösste Kunstwerk der Zeit und — der Zukunft; alle Formen seien nie erhört und so grossartig, dass die Welt jetzt noch nicht begreife, was sie dereinst bewundernd werde anerkennen müssen; sogar das Kamin der Heizung sei so, dass in kürzester Zeit kein Rauchabzug mehr anders gebaut sein werde. Das



Abb. 14. Domkirche und „Johannesbau“. Gutes und schlechtes Beispiel: Gediegene, massvolle Baukunst und effekthaschende Dilettantenarchitektur — leider auf *einem* Bilde in *einer* Landschaft! Aufnahme von J. Grieder, Arlesheim. — Fig. 14. La cathédrale et le „Temple“ des anthroposophes. Parallèle d'une bonne et d'une mauvaise architecture: l'une simple et d'un goût excellent, l'autre énorme, prétentieux, et cela, malheureusement, dans le même paysage.

erhabene Ganze passe nicht nur vorzüglich in die Landschaft, sondern es erhöhe, verschönere, verkläre sie. Es hätten ungeheure technische Schwierigkeiten überwunden werden müssen, bis der Bau, von welchem ursprünglich nur ein Wachsmodell vorhanden gewesen sei, in seiner überirdischen Schönheit habe erstrahlen können.

„Wachsmodell“, ich hatte vermutlich nicht recht gehört; als es mir aber nochmals versichert wurde, begann ich zu verstehen, weshalb dieser Koloss so aussieht, als ob er nicht aus statischen Verhältnissen und einem eigentlichen Baugedanken heraus berechnet und konstruiert sei; man merkt ihm das Zusammengeklebte des Wachsmodells noch heute an; die schmalen Fenster machen den Eindruck des Geritzten, und das so unendlich Gedrückte, Gequetschte der Formenmasse ist wirklich nicht Architektur, sondern — Wachs. Dass aus einem solchen Modell heraus die Umsetzung in die Wirklichkeit sehr schwierig gewesen sein muss, ist im vornherein einleuchtend. Der Bau besteht zwar, mit Ausnahme der Betonunterlage und der Bedachung, „nur“ aus Holz. Aber was es gebraucht hat, technisch und an Material, bis er so dastand, wie das Modell es wollte, hat jahrelange Arbeit und einen fast unermesslichen Aufwand an Geld gekostet.

Selten oder niemals ist in Europa das Grotesk-Dilettantische in derart erschreckendem Mass Ereignis geworden wie in diesem Bau.

Noch einmal: Er verderbt, verunglimpft die Landschaft. Wer dieses Traurige erfahren will, mache einmal den Weg am Waldrande hinauf gegen die Ruine Reichenstein. Dort stehen Kirschbäume. Sie verbergen abwechselnd den „Bau“ und die Domkirche. Wenn nun jener hinter einer Baumkrone verschwindet, hat jeder Natur- und Heimatfreund seine reine Lust an Arlesheim; sobald er aber wieder hervortaut, so wendet sich diese Heimatseligkeit in ihr Gegenteil. (Jetzt beeinträchtigt auch eine anthroposophische „Villa“ den Blick auf die Domkirche.)

Vom Innern rede ich nicht. Aber noch ist nicht jedes Unrecht verkündet, das die Theosophie, in ihrer Dornach-Arlesheimer Spielart „Anthroposophie“ genannt, unserer Heimat antut.

Die höchst internationale Gesellschaft, welche sich selbst Anthroposophen nennt und welche das Volk verkürzend als „Anthrosophen“ bezeichnet, begnügt sich nämlich nicht damit, möglichst unbemerkt ihrer „Geisteswissenschaft“ nachzustreben, sondern sie liebt es, aufzufallen und geht, wenigstens was die weibliche Zuwanderung betrifft, in schlecht gemachten Kleidern umher, welche abenteuerlich anmuten. Nicht alle Anthroposophinnen tun dies; es gibt unter ihnen solche, die sich einfach städtisch tragen; andere hingegen meinen, sie müssten die Angehörigkeit zu ihrer Sekte äusserlich kundgeben. Das Violett hoher katholischer Würdenträger scheint diesen Damen gerade gut genug; einige werfen über den anders gefärbten Rock nur eine violette Tunika; sie soll wohl ihren Trägerinnen etwas Liturgisches, Priesterliches verleihen. Dies ginge noch an; aber diese Anthroposophinnen liefen — dies hat sich jetzt etwas gebessert — manchmal in Trachten herum, welche einfach lächerlich waren: die eine in roten Schleiern; andere sahen genau aus wie Choristinnen aus Wagneroperen; auch das härene Kapuzinerhabit kam vor: nichts fehlte, nicht der Strick um den Leib, nicht das Tonsurkappchen.

Den „Bau“ werden wir uns auf mehrere Jahre oder gar Jahrfünfte gefallen lassen müssen; dass wir Dörfler aber vor den Nachbargemeinden lächerlich werden, das wollen und können wir nicht dulden.

Wir haben unsere schöne Heimat lieb, sehen es gerne, wenn auch andere sie lieb haben; aber *diese* ändern, ganz ändern, sollten unsere Liebe einigermassen achten.

MITTEILUNGEN

Zur Geschichte des Heimatschutzgedankens.¹⁾ In Gottfried Kellers Erzählung «Das verlorene Lachen» finde ich folgenden Beitrag zur Geschichte des Heimat- und Naturschutzgedankens:

Der Held der Erzählung, Jukundus Meyenthal, hatte ein Handelsgeschäft errichtet, welches sich auf den Holzreichtum der Stadtgemeinde Seldwyla und der umgebenden Landschaft gründete. «Zu den grossen Allmenden, die von der alemannischen Boden- teilung herrührten, waren später noch die Waldungen von Burg und Stift gekommen, an deren Mauern die Stadt sich angebaut hatte.»

«Diese hatte bisher die Quellen ihrer Be- haglichkeit geschont und auch aus bürger- lichem Stolz erhalten, wie sie ihre reichen Trinkgeschirre und den alten Wein im Stadtkeller sorgfältig erhielt. Allein durch irgend eine Spalte war die Verlockung und die Ge- winnsucht endlich hereingeschlüpft und es wandelte ungesehen schon der Tod durch die weiten Waldeshallen, schlich längs den Wald-

säumen hin und klopfte mit seinen Knochen- fingern an die glatten Stämme . . .

«Jetzt begannen die hundertjährigen Hoch- waldbestände zu fallen und auch sofort dem Strich der Hagelwetter den Durchlass auf die Weinberge und Fluren zu öffnen. Allein sie waren auch einmal jung und niedrig gewesen oder schon mehrmals vielleicht, und sie konnten wieder alt und hoch werden. Doch als die Axt auch an die jüngeren Wälder geriet, für das zuströmende Geld immer schönere Zwecke erfunden und die Berghänge dafür immer kahler wurden, fing es den Ju- kundus innerlich an zu frieren, da er von Jugend auf ein grosser Freund und Liebhaber des Waldes gewesen. Während er an dem Handel einen ordentlichen Gewinn machte, begann er sich desselben mehr und mehr zu schämen; er erschien sich als ein Feind und Verwüster aller grünen Zier und Freude . . .»

«Da wurde an einer schief und spitz sich hinziehenden Berglehne, welche der Wolf- hartsgeeren hiess, ein schönes Stück Mittel- wald geschlagen. Aus demselben hatte von jeher eine gewaltige Laubkuppel geragt, welche eine wohl tausendjährige Eiche war, die Wolfhartsgeeren-Eiche genannt. In älteren Urkunden aber besass sie als Merk- und Wahrzeichen noch andere Namen, die darauf

¹⁾ Vergl. Heimatschutz 1915, Seite 112; 1916, Seite 63.